

# Skateboarden – Eine Subkultur sucht städtischen Lebensraum

**Velostadt, Museenstadt, Festivalstadt. Winterthur berücksichtigt viele Interessen. Nur eine Gruppe ist zu kurz gekommen. Ihre Leidenschaft wurde als Sportart verpönt, aus den Quartieren vertrieben und auf öffentlichen Plätzen verboten. Jetzt erobern sich die Skateboarder ihren lange verwehrten Lebensraum Stück für Stück zurück. Winterthur wird zur Skateboardstadt.**

*Von Jasmin Bodmer*

---

„Arrest me, I'm a skateboarder“, prangt die neckische Aufforderung in roten Buchstaben auf der T-Shirt Brust. „Verhaften sie mich, ich bin ein Skateboarder.“ Der Spruch soll nicht provozieren, sondern amüsieren. Als ob er die eigene Harmlosigkeit unterstreichen wolle, balanciert der schlaksige Teenager geschickt, fast regungslos, auf den Hinterrädern seines Boards. Verhaftet wurde er noch nie. Vertrieben aber schon. Skateboarden ist eine urbane Jugendkultur, die überall dort gelebt wird, wo es die entsprechend verbaute und zubetonierte Umgebung gibt. Und genau da beginnt der Konfliktherd.

## **Eigenes Wohnquartier bevorzugt**

Mit einem klapprigen Veloanhänger, in harter Schweissarbeit und mit einem Auge für den geeigneten Müll haben Lorenz Braun und seine Kollegen von einer Kehrtrichtgrube einer nahen Fabrik Holzkisten, Stangen und Bretter gesammelt. Damit konstruierten sie für ihr Wohnquartier in Oberwinterthur einen Mini-Skaterpark gleich vor der eigenen Haustür. So konnten sie in gewohnter Umgebung ihre Geschicklichkeit perfektionieren. Wer einen Kickflip, Tailslide oder Nosegrind stehen will, muss üben. Dass diese „Tricks“ nicht immer klappen, ist klar. Dass die Boards dabei immer wieder auf den Boden fallen auch. Wie nennt man das Geräusch, wenn ein Brett auf den Asphalt knallt? Krachen? Knattern? Prallen? Nicht immer lässt sich beim Skateboarden alles genau beschreiben. Doch als es ums Beschwerden ging, fanden die Quartierbewohner klare Worte. Der Lärm nervt. Die Bretter müssen weg.

## **mojawi schreitet ein**

Aufgeben und abbrechen wollten die Skateboarder von Oberwinterthur aber nicht. Zuviel Arbeit und Energie habe man in den Aufbau der Anlage investiert. Unterstützung für die Jungen kam von Yves Kramer, einem Ko-Leiter des Projektes Mobile Jugendarbeit Winterthur (mojawi). Das vom Stadtrat beauftragte zweijährige Pilotprojekt nimmt sich der Probleme Jugendlicher im öffentlichen Raum an. An einer letzten Verhandlungsrunde mit der Immobilienverwaltung wurde ein Kompromiss vereinbart: Der Quartierplatz muss nach jeder Skate-Session aufgeräumt werden. Limitierte Skate-Zeiten sollen Rühstörungen vermeiden. Lorenz beteuert, sich stets an die Regeln gehalten zu haben. Trotzdem sammelten einige Quartierbewohner Unterschriften und reichten eine schriftliche Beschwerde bei der Verwaltung ein. Die Folge: Zwei Familien erhielten einen eingeschriebenen Brief mit der Drohung der Wohnungskündigung, falls das Skateboarden nicht per sofort eingestellt werde. Für die drastischen Massnahmen hat Lorenz nach wie vor kein Verständnis. „Ich habe das Gefühl, die Leute wollen einfach motzen. Es kann ja nicht so schlimm sein, das Skaten“, sinniert er.

## **Echte Lösungen sind rar**

Yves Kramer ist im letzten Jahr in verschiedenen Quartieren auf Konflikte im Zusammenhang mit Skateboarden gestossen. Dabei habe er bei den Quartierbewohnern viel Widerstand und Misstrauen festgestellt. „Da ziehen die Jugendlichen meist den Kürzeren“, bedauert Kramer. Anfangs März lud das mojawi-Team Skateboarder aus verschiedenen Quartieren zu einer

gemeinsamen Sitzung ein. Schnell wurde klar, dass die Anwesenden um konkrete Verbesserungen besorgt sind. Immer wieder wird der Wunsch nach „gesicherten Orten“ laut. Damit sind offiziell genehmigte Skaterplätze gemeint, wo man ungestört skaten kann.

Eine mobile Skateranlage in Töss hat nicht zum erwünschten Erfolg geführt und wird gemäss Kramer von vielen gar als Fehlinvestition angesehen. Im Industriegebiet gelegen, von Lastwagen teilweise behindert und vor allem für junge Skateboarder und deren Eltern zu weit von zuhause entfernt, bietet die Anlage nur oberflächlich eine Lösung. Idealer wären verschiedene, dezentral angelegte Plätze, wo sich die Jugendlichen der jeweiligen Quartiere aufhalten und ihrer bevorzugten Freizeitgestaltung nachgehen können. „Gibt es diese Plätze in sinnvoller Distanz zum sozialen Nahraum wie Schule oder Zuhause nicht, nehmen sich die Jugendlichen die für sie geeigneten Orte halt selbst“, erklärt Kramer.

### **Neuer Platz – altes Problem**

Die Suche nach offiziellen Skaterplätzen geht nur harzig voran. In der Zwischenzeit wollen Lorenz und seine Kollegen nicht aufs Skaten verzichten. Bei der Auswahl einer neuen Location zählt die Infrastruktur. Beliebt sind Treppen, am liebsten mit drei bis fünf Tritten. Wer höher als fünf Tritte springen will, riskiert den Fall. Das ist uncool. Die Treppe beim Parkplatz vor dem Hotel-Restaurant Römertor in Oberwinterthur ist schnell erkoren. Die Hindernisse unterscheiden sich vom ehemaligen Minipark, der Lärm aber bleibt der gleiche und stört hier nicht nur Anwohner, sondern auch Hotelgäste und Seminarbesucher.

### **Überraschendes Verständnis**

Der Konflikt scheint vorprogrammiert, doch Verständnis kommt von unerwarteter Seite. Der Römertor-Pächter Marc-André Peter sucht den Dialog mit den Skateboardern. „Es ist nicht ganz einfach“, gibt der stattliche Mann im eleganten Anzug zu. Drei bis vier nette Jugendliche seien darunter, der Rest mache oft eine Sauerei. „Aber ich verstehe es schon, sie können ja sonst nirgendwo skaten“, räumt er ein. Ungefähr eine Stunde dürfen die Jugendlichen beim Römertor verweilen, dann müssen sie den Platz räumen. Das Zusammenleben funktioniert, ist aber noch nicht optimal.

Obwohl er gerne beim Römertor skatet, fühlt sich KV-Lehrling Thomas Meier von den missbilligenden Blicken der Passanten beobachtet und bedrängt. Wie lange er und seine Kollegen hier noch skaten können, ist ungewiss. „Wir haben ja noch den Block“, meint Thomas. „Aber wenn schönes Wetter ist, gehe ich nicht so gerne in die Halle.“

### **Vermeintliches Skateboard-Mekka**

Von Zürich, Basel und Bern pilgern die Jugendlichen in die zentrumsnahe Trendsporthalle. Der Block wurde möglich, als in der Transformation des Industrieortes Winterthur zur Dienstleistungsstadt riesige Hallen und Fabrikareale plötzlich leer standen. Als eine der grössten Anlagen in Europa bietet die überdachte Halle neben Kletterwand, Beachvolleyfeld und Gokart-Rennbahn zahlreiche Rampen, Halfpipes und andere Hindernisse.

„Dank dem Block ist Winterthur für mich die angesagteste Skateboardstadt in der Schweiz“, schwärmt Kaspar Müri, ehemaliger Skateboarder und erfolgreicher Teilhaber des Skate- und Snowboardgeschäftes SigSagSug in Winterthur. Zudem finden im Block regelmässig Contests statt, eine Art Show-Skater-Wettbewerbe, die auch amerikanische Skaterprominenz wie Chad Muska und Jamie Thomas in den Block locken. Und die wiederum locken Jugendliche aller Couleurs an. Die jüngsten sind Primarschüler, um die zehn Jahre alt. Mit Helm und Knieschutz bestückt, eifern die Kleinen ihren Idolen nach und fallen dabei tausend und einmal vom Brett. Je mehr Kratzer und Schürfwunden, desto besser. Stolz präsentieren sie ihre Narben. Noch stolzer posieren sie mit ihren Boards für die Kamera.

### **Mehr als nur Trendsport**

Die Älteren lassen sich nicht gerne fotografieren. Werden sie von der Linse doch erwischt, zeigen sie mit unmissverständlicher Fingersprache, dass es ihnen nicht ums Posieren geht. Für sie ist Skateboarden kein Sport, sondern ein Lebensstil. Deshalb nennen sie die Sache nicht „skaten“, sondern „rollbrättlen“. Von Amerikanismen will man wegkommen. Nicht wegen des Irak-Krieges, sondern weil Winterthur eine eigene Szene sei, und eine gute dazu, stellt Müri energisch fest.

Obwohl er sich für den Block begeistern kann, ist die Trendsporthalle für Müri nicht die Endlösung. Ein Einzelntritt kostet für Jugendliche unter 16 Jahren sieben Franken, für diejenigen über 16 Jahren zwölf Franken. Hinzu kommen allfällige Kosten für Zug- oder Busanfahrt. Trendsport oder Jugendkultur, Skateboarden ist eine kostspielige Sache. Lieber würden die Skater ihr Geld für Kleiderartikel und Wartung der Boards sparen und ihre Tricks im Freien üben. Dort, wo die Hindernisse authentisch sind. Aber „ein Treffpunkt draussen fehlt“, gibt Müri zu bedenken.

### **Die Stadt als Skaterpark**

Trotzdem zieht es die Jugendlichen nach draussen. Wie schon in Oberwinterthur erobern sie sich in der Altstadt die Plätze, welche ihnen punkto Infrastruktur am meisten zusagen. Vor allem die arrivierten Skater sehen den Reiz darin, sich die zubetonierte, urbane Landschaft mit ihren Boards wieder spielerisch anzueignen. „Es ist schon ein anderes Feeling, in der Stadt zu skaten“, bestätigt Skateboarder Thomas Meier.

Weil die Hindernisse nicht konstruiert sind, muss manchmal etwas nachgeholfen werden. Oft werden Bänke oder Kanten mit Wachs eingerieben, um die Rutschfähigkeit zu erhöhen. Auch die Kanten eines kniehohen Mäuerchens an der Ostseite der Stadtbibliothek glänzen schwarz vom Spezialwachs. Hier skaten Teenager wie der 15-jährige Daniel Baltensberger. Auch er hält sich mit seinem Board am liebsten draussen auf. Und auch er stösst auf überraschendes Verständnis. Die Leitung der Stadtbibliothek erlaubt ihm und seinen Freunden das skaten, solange sie allfälligen Abfall entsorgen und auf die Fussgänger Rücksicht nehmen. Daran halten sich die Jugendlichen.

Wenn es zu belebt wird, ziehen die Skater woanders hin. Am Wochenende öfters auf das Gelände der Zürcher Hochschule Winterthur (ZHW) an der Technikumstrasse. Der Platz erfreut sich wegen seiner kegelförmigen Betonlandschaft grosser Beliebtheit. Dort tummelten sich auch schon Amerikanische Profiskater auf ihren Besuchen in Winterthur. Sie werden von Skatern im Block oder SigSagSug auf die aussergewöhnlichen Skateboard-Verhältnisse bei der ZHW aufmerksam gemacht. Tourismus der anderen Art.

### **„Koexistenz ist möglich“**

Um ihren Lebensraum erhalten zu können, haben die Jugendlichen viel Kreativität und Kompromissbereitschaft gezeigt. Die Hartnäckigkeit überrascht vor allem, weil die Skateboarder nach wie vor um Akzeptanz ringen müssen. Dabei hat Skateboarden viele Vorteile: Es hat Winterthur nicht nur in Sachen Trendsport und Subkultur bekannt gemacht, sondern besitzt auch einen präventiven Charakter. Deshalb ist für Jugendarbeiter Yves Kramer klar: Skateboarden sollte man nicht länger verbieten, sondern gezielt fördern. „Die Koexistenz ist auf jeden Fall möglich“, beteuert er. Aber dazu brauche es Verständnis für diese jugendliche Ausdrucksform, die sich jenseits von traditionellen Mustern entwickelt habe. „Die Anerkennung durch ein Gemeinwesen müsste dann dazu führen, dass man für die Skateboarder auch den entsprechenden Platz schafft“, meint Kramer.

### **Erste Erfolge**

Die Leiter des mojawi-Projektes haben deshalb vorgeschlagen, in der Stadtverwaltung eine interdepartementale Taskforce zu bilden, um so neue Skateplätze erschliessen zu können.

Gleichzeitig laufen Bemühungen für neue Ressourcen zur Anschaffung von Skatermaterial. Erste Erfolge können verzeichnet werden. Das Sportamt hat signalisiert, zusätzliche Betonelemente für Töss nach den Wünschen der Jugendlichen anzuschaffen.

Vielleicht druckt SigSagSug ja bald T-Shirts mit der Aufschrift „Accompany me, I'm a skateboarder“. Die jugendlichen Boarder könnten so zu alternativen Stadtführer werden, die Winterthur aus einer ganz neuen Perspektive zeigen. „Begleiten sie mich, ich bin ein Skateboarder.“

---

**Stiftung:**

Mojawi - Mobile Jugendarbeit Winterthur

Steinberggasse 18

8400 Winterthur

Telefon: 052.213.10.91

Email: [mojawi@freesurf.ch](mailto:mojawi@freesurf.ch)

**Begründung:**

Das Pilotprojekt mojawi wurde vor einem Jahr vom Winterthurer Stadtrat ins Leben gerufen. Ziel des Projektes ist es, herauszufinden, was in den Quartieren läuft, welche Auseinandersetzungen und Probleme es gibt, aber auch welche Bedürfnisse und Anliegen die Jugendlichen haben. Unter anderem hat sich mojawi des Problems Skateboarden angenommen und wertvolle Vermittlungsarbeit geleistet.

Mit aufsuchender Jugendarbeit und unter ständigem Miteinbeziehen der Jugendlichen hat mojawi bereits im ersten Projektjahr zu einer spürbaren Beruhigung in den Quartieren und einer sinnvollen Beschäftigung für viele Jugendliche geführt. Über das Fortbestehen des Pilotprojektes mojawi wird nächstes Jahr entschieden. Ein Fortsetzung wäre wünschenswert, steht aber nicht zuletzt aufgrund beschränkter finanzieller Mittel auf der Kippe.